

Volkswirtschaft

Prof. Dr. Karlhans Sauernheimer

Philip Roscoe: Rechnet sich das? Wie ökonomisches Denken unsere Gesellschaft ärmer macht. Übersetzt aus dem Englischen von Ingrid Proß-Gill. Hanser 2014. 316 S. Fester Einband. ISBN 978-3-446-44037-1. 21,90 €

Roscoe lehrt als Reader Management an der University of St. Andrews, UK. Er studierte Theologie und Arabische Ideengeschichte des Mittelalters in Leeds und Oxford, war anschließend sechs Jahre als Finanzmarkt-Journalist tätig und erwarb schließlich einen PhD in Management an der University of Lancaster. Das vorliegende Buch ist die deutsche Übersetzung der englischen Originalausgabe „I Spend, Therefore I Am. The True Cost of Economics“, Penguin Books 2014. Der deutsche Titel verzichtet auf die etwas platte philosophische Anspielung und trifft auch sonst den Inhalt des Buches besser als der englische Titel.

Worum geht es dem Autor? Roscoe beklagt, dass das ökonomische Denken mehr und mehr die Gesellschaft durchzieht und sie dabei verändert. Dieses Kosten-Nutzen-Denken dringt mittlerweile in Bereiche vor, in denen es nach Meinung des Autors nichts verloren hat: Ehe und Familie, Gesundheit und Bildung, Verkehrs- und Arbeitsplatzsicherheit u.a.m.

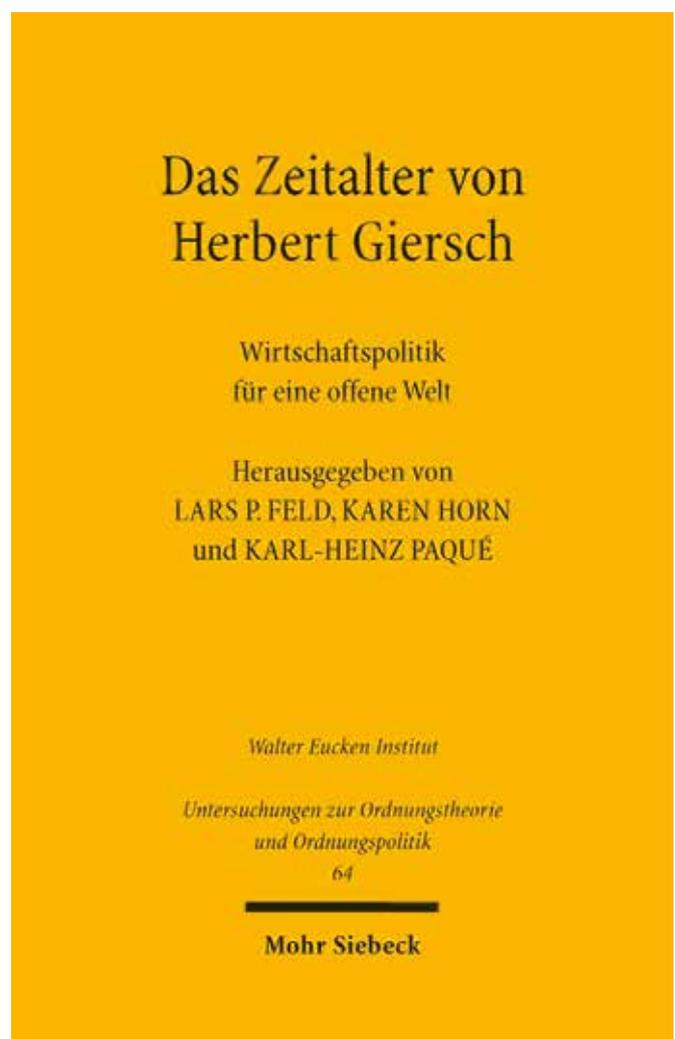
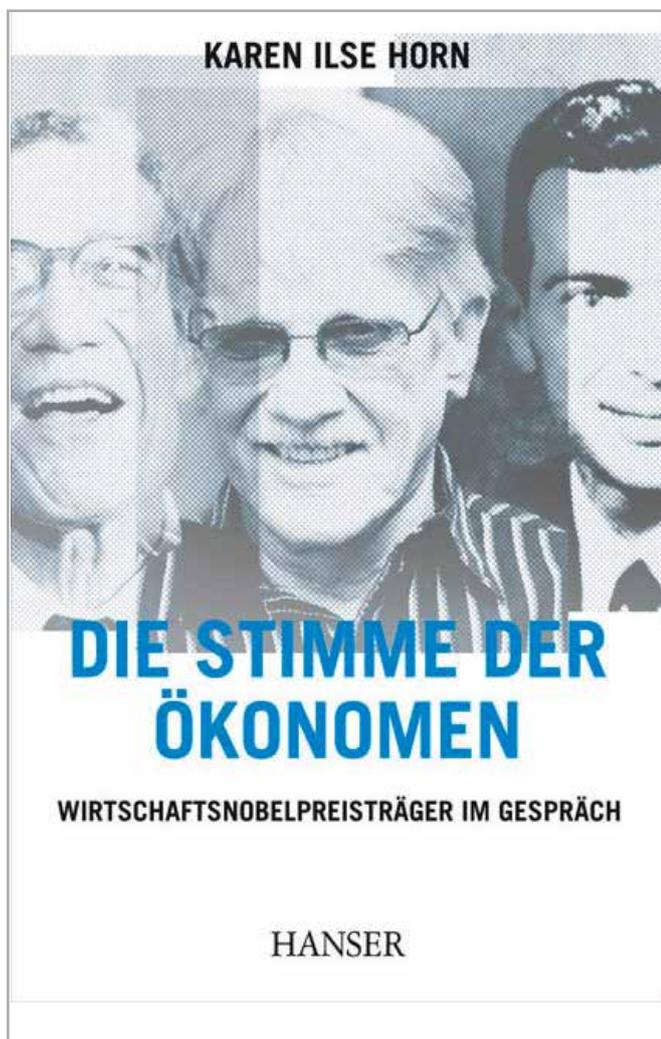
Den nahe liegenden Einwand der Ökonomen, wonach sie das Verhalten der Menschen nur beschreiben und erklären, aber nicht bewerten, weist der Autor vehement zurück. Seine im Buch entfaltete Kernthese lautet, dass die Ökonomen nicht nur beschreiben und erklären sondern mithilfe ihrer Beschreibungen und Erklärungen das Denken und Verhalten der Menschen genau dahingehend beeinflussen und lenken. Als ein Beispiel für seine These führt er an, dass Ökonomie-Studenten



in Experimenten auf ökonomische Anreize stärker reagieren als Studenten anderer Fächer. Das mag so sein, erklärt aber nicht, ob sie das deshalb tun, weil sie die Vorlesungen ihrer Professoren verinnerlicht haben, oder ob sie das Fach gewählt haben, weil ihnen ökonomische Anreize wichtig sind.

Der Autor nennt freilich auch Beispiele, in denen man ihm weitgehend zustimmen wird. So lenkt die Ökonomisierung des Bildungswesens Lehrende und Lernende nicht mehr primär nach wissenschaftlichen sondern eher nach wirtschaftlichen Kriterien, was den Universitäten auf Dauer nicht gut bekommen wird: Die Forschung wird kurzatmiger und Studierende werden in finanziell lukrative, nicht in gesellschaftlich wünschenswerte Studiengänge gezogen. Die Ökonomisierung und Anonymisierung der Kreditgewährung, darunter die Kreditkartenausweitung und die Verbriefungstechniken in den USA haben viel zu der Immobilien- und Finanzkrise beigetragen. Und schließlich wird auch die Ökonomisierung des Einkaufswesens über das Internet dem Einzelhandel vielfach die wirtschaftliche Existenzgrundlage entziehen, mit lokalpolitisch-, generationspolitisch und partizipationspolitisch unerwünschten Effekten. Und die vielfältigen Formen der „Vermarktung“ der eigenen Person, der „Handel“ mit menschlichen Organen, die „Bepreisung“ von Leben in Versicherungen und Risikotätigkeiten wecken nicht nur bei Theologen ungute Gefühle.

Neben Zutreffendem findet sich allerdings häufig auch ausgesprochen Abwegiges. Der Autor kritisiert, dass mit den Preisschildern an den Waren in den Supermärkten der Charakter und die Unterschiedlichkeit der Waren verwischt werden und sie in eine ausschließlich preisliche Ordnung gebracht werden. Die so herbeigeführte Transparenz sei eindimensional und lasse die unterschiedlichen Umwelt- und Sozialbedingungen ihrer Erzeugung außer Acht. Er scheint zu glauben, die Konsumenten wüssten nicht, dass ein Billigprodukt aus einem Entwicklungsland nicht zu Löhnen eines Industrielandes erzeugt worden sein kann. Merkwürdige Überlegungen stellt er auch zu Beginn des Buches zum Autofahren an. Er konstatiert, auch bei sich selbst, dass unsere Kostenrechnung für die Nutzung des eigenen PKW nicht die Umweltkosten beinhaltet und deshalb fehlerhaft sei. Das ist richtig, aber nicht Folge der Ökonomisierung sondern Folge einer falschen Ökonomisierung. Denn die hier vorliegende Umwelt-Externalität bedarf der Internalisierung, d.h. einer wirtschaftspolitischen Korrektur. Wenn diese Korrektur ausbleibt oder zu gering ausfällt, liegt Staatsversagen vor. Die Marktwirtschaft ist keine Laissez-Faire-Wirtschaft, sondern sie bedarf der staatlichen Regulierung dort, wo private Märkte nicht oder nur unvollkommen funktionieren können. Diese allokativen Aufgabe des Staates als Regulativ privaten Verhaltens bleibt im gesamten



Buch außer Acht, sodass oft genug eher ein Zerrbild als ein getreues Abbild realer Verhältnisse gezeichnet wird.

In gewissem Umfang ist zudem die Ökonomisierung nicht aufgezwungen sondern erwünscht. In dem Maße, in dem die Emanzipation der Frauen zu eigener Berufstätigkeit führt, werden bestimmte, früher von ihnen übernommene Tätigkeiten, an Märkte delegiert: Frühkindliche Betreuung, Kindergarten, Hausaufgabenbetreuung bei den Jungen, Altersheime und betreutes Wohnen bei den Alten. Das ist Ökonomisierung, aber erwünscht, wenngleich nicht von allen. Zudem ist Ökonomisierung keine neue Entwicklung. Ökonomisierung im Sinne von Rationalisierung hat es seit der industriellen Revolution immer schon gegeben. Mechanisierte Landwirtschaftsbetriebe statt Kleinbauern, Industrie statt Handwerk, Eisenbahn statt Kutschen, Kaufhäuser statt Einzelhändler usw. Die dafür nicht mehr benötigten Arbeitskräfte bzw. ihre Kinder und Enkel sind heute als Lehrer, Künstler oder als Ingenieure tätig, auch als Autoren, die Bücher über Ökonomisierung schreiben oder solche Bücher rezensieren.

Schließlich stehen der These, dass Ökonomisierung i.S. verstärkter Verfolgung von Eigeninteresse, Pekuniarisierung von allem und jedem, anonymisierter Märkte, entgegen, dass im privaten Bereich die Spendenbereitschaft und Spendentätigkeit so hoch ist wie nie zuvor und im öffentlichen Bereich der Anteil der Sozialausgaben an den öffentlichen Ausgaben ebenfalls historische Spitzenwerte erreicht. So schlimm scheint es also mit der Selbstsucht und dem Sozialen in unseren Gesellschaften nicht zu stehen.

Worin sieht der Autor nun den Ausweg aus der von ihm diagnostizierten Ökonomisierung? Personell: Mehr Kant, weniger Smith. Inhaltlich: Kategorischer Imperativ statt Verfolgung des Eigennutzes. Ferner: Lokale statt globale Aktivitäten, lokales statt nationales Geld, Empathie statt Kosten-Nutzen-Rechnung.

Ein Blick auf die Welt aus St. Andrews.

Karen Ilse Horn: Die Stimme der Ökonomen.

Wirtschaftsnobelpreisträger im Gespräch. Hanser 2012. 372 S. ISBN 9783446432086. 24,90 €

Karen Horn, promovierte Volkswirtin, war von 1995–2007 als Wirtschaftsredakteurin bei der FAZ und von 2007–2012 als Leiterin des Hauptstadtbüros des Instituts der Deutschen Wirtschaft in Berlin tätig. Sie ist Trägerin diverser Publizistik-Preise und arbeitet heute als freie, den Ideen des Liberalismus verpflichtete Journalistin. Sie fungiert darüber hinaus als Mitherausgeberin der Ökonomen-Fachzeitschrift „Perspektiven der Wirtschaftspolitik“. Seit 2011 war sie Vorsitzende der Friedrich von Hayek-Gesellschaft. Nach öffentlich ausgetragenen Kontroversen um die Ausrichtung der Gesellschaft hat sie im Sommer 2015 den Vorsitz niedergelegt und mit zahlreichen weiteren Mitgliedern die Gesellschaft verlassen.

Wie kommt das Neue in die Welt? Was sind die Quellen der Inspiration? Welchen Bedingungen und Einflüssen ist es zu verdanken, dass herausragende Persönlichkeiten substanzielle Beiträge zum Fortschritt der Wissenschaft leisten können?

Sind es persönliche Eigenheiten? Sind es die Prägungen durch das Elternhaus? Sind es weltanschauliche Überzeugungen? Sind es politische/ökonomische Verwerfungen? Muss man sich die Heroen als Einzelgänger oder Teamplayer, als Problemlöser oder Designer großer Entwürfe vorstellen? Welche Rolle spielt der Zufall, sind Entdeckungen planbar?

Zur Beantwortung dieser Fragen macht Karen Horn in „Die Stimme der Ökonomen“ den Leser mit Person und Werk bedeutender Ökonomen bekannt. Sie stellt 10 jener 69 Ökonomen vor, die seit 1969, dem Jahr der Einführung des Wirtschaftsnobelpreises durch die schwedische Zentralbank, bis zum Jahr 2011 den Preis erhalten haben. Die Portraitierten sind Samuelson, Arrow, Buchanan, Solow, Becker, North, Selten, Akerlof, Smith und Phelps. Die Auswahl bietet ein breites Spektrum unterschiedlicher Individualitäten, Forschungsschwerpunkte und wirtschaftspolitischer Orientierungen. Gemeinsames Merkmal aller hier versammelten Ökonomen ist zum einen die Ausnahmestellung ihres wissenschaftlichen Werkes, zum anderen aber ihre Bereitschaft, sich auf ein tiefgründiges, ihre Persönlichkeit erhellendes Gespräch einzulassen.

Die Portraits beinhalten jeweils eine einführende Würdigung von Person und Werk durch die Verfasserin und anschließend ein längeres Interview mit dem Preisträger. Diese Zweiteilung erweist sich für den Leser als ein glücklicher Kunstgriff. Im ersten Teil präsentiert Horn überblicksartig ihre eigene Wahrnehmung von Persönlichkeit und Werk des Laureaten. Mit einigen, wenigen Bemerkungen skizziert sie jeweils einleitend die Örtlichkeit des Interviews sowie die Modalitäten seines Zustandekommens, was schon gleich zu Beginn Interessantes über den Interviewten offenbart. Im zweiten Teil folgt dann das Interview, in dem Horn zunächst nach dem familiären Hintergrund und dem beruflichen Werdegang ihres Gesprächspartners fragt. So entsteht beim Leser – auch dem, der das Werk inhaltlich bereits gut kennt – ein höchst interessantes Persönlichkeitsbild des Interviewten. Die anschließenden Fragen widmen sich dem Werk des Autors. Die Antworten der Preisträger fallen vor dem vorab präsentierten Überblick beim Leser auf fruchtbaren Boden, ja machen ihn implizit, dank des Kunstgriffs der Verfasserin, quasi zum dritten Gesprächspartner.

Zu den Stärken des Buches gehört es, dass die Autorin sich nicht zur Sklavin ihres Fragenkataloges macht, sondern die Individualitäten der interviewten Persönlichkeiten in ihrer Farblichkeit leuchten lässt. Es ist ein Vergnügen zu lesen, wie die Person hinter dem jeweiligen Werk zum Vorschein kommt und ihr Werk deutet. Dazu trägt die kluge und gezielte Frageform von Ilse Horn wesentlich bei. Sicherlich hätte man an der einen oder anderen Stelle, gerade aus deutscher Sicht, noch etwas tiefer bohren können, etwa bei Samuelsons Kooperation mit Stolper oder Buchanans Hinweis auf Musgrave oder Akerlof-Yellens Arbeit über die deutsche Einheit. Aber bei weniger als 40 Seiten je Laureat kann man nicht alle Wünsche befriedigen, insbesondere dann nicht, wenn sie das Thema nur am Rande berühren.

Wer sich über die Formen und Inhalte des wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts der letzten 50 Jahre sowie